

und gelten in der Spekulation allein für den richtigen Maassstab der Tugend und der Moralität. Sie allein bringen dasjenige ganz eigenthümliche Gefühl oder die Empfindung hervor, wovon der moralische Unterschied abhängt.

Was den guten oder bösen Lohn der Tugend oder des Lasters anbetrifft, so ist er offenbar eine Folge der Empfindungen des Vergnügens oder Missvergnügens. Diese Empfindungen erzeugen Liebe oder Haß; und Liebe oder Haß sind nach der ursprünglichen Einrichtung der menschlichen Leidenschaften mit Wohlwollen oder Uebelwollen verknüpft; das heisst, mit einem Verlangen die Person, welche wir lieben, glücklich, und die Person, welche wir hassen, unglücklich zu machen. Wir haben hiervon bei einer andern Gelegenheit weitläuftiger gehandelt.

---

### Zweiter Abschnitt.

#### Von der Grösse der Seele.

Nunmehr ist es Zeit, dieses allgemeine System der Sittenlehre durch Anwendung desselben auf einzelne Beispiele von Tugenden und Lastern zu erläutern, und zu zeigen, wie ihr Verdienst oder ihre Schuld aus den vier hier angegebenen Quellen entsteht. Wir wollen mit der Prüfung der Leidenschaften des Stolzes und der Demuth den Anfang machen, und wollen erwägen,  
was

was sie für Laster nach sich ziehen, wenn sie übertrieben sind, und was für Tugenden entspringen, wenn sie in den gehörigen Schranken bleiben. Ein übertriebener Stolz oder eine zu übermüthige Meinung von sich selbst wird jederzeit für fehlerhaft gehalten, und wird allgemein gehafst; so wie Bescheidenheit, oder ein gehöriges Gefühl unfreier Schwäche für tugendhaft geachtet wird, und das Wohlwollen eines jeden nach sich zieht. Dieses gehört unter den vier Quellen der moralischen Unterscheidungen der dritten zu, nemlich der unmittelbaren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, welche Andere bei einer Eigenschaft empfinden, ohne daß sie weiter über eine Beziehung dieser Eigenschaft reflektiren.

Um dieses zu beweisen, müssen wir zweier Principien gedenken, die sehr sichtbar in der menschlichen Natur sind. Das erste davon ist die Sympathie und die Mittheilung der Empfindungen und Leidenschaften, welche schon oben erwähnt ist. Die Harmonie der menschlichen Seelen ist so eng und innig, daß mich ein Mensch, sobald er sich mir nähert, mit allen seinen Meinungen erfüllt, und mein Urtheil mehr oder weniger auf seine Seite zieht. Und obgleich meine Sympathie mit ihm, bei vielen Gelegenheiten nicht so stark ist, daß dadurch meine Gefinnungen und meine Art zu denken ganz und gar geändert wird; so ist sie doch selten so schwach, daß sie nicht den noch unbefestigten und leichten Gang meiner Gedanken stören und derjenigen Meinung

Vo  
nung  
Beifal  
dabei  
er und  
gen üb  
eigen  
seiner  
seine  
chen,  
welche  
Di  
mächtig  
mehr  
Theil  
rade da  
es ist m  
in eine  
halte u  
spruch  
Grad vo  
Gemüths  
Wir beme  
Gegeneina  
Principien  
te ist die  
mir natü  
strenger d  
Gemüthsbe  
oder Bewe  
se Leidensc

nung einiges Gewicht geben sollte, welche mir sein Beifall und seine Billigung empfiehlt. Und es kömmt dabei gar nicht darauf an, auf welchen Gegenstand er und ich unsre Gedanken anwenden. Wir mögen über eine gleichgültige Person oder über meinen eignen Charakter urtheilen, meine Sympathie giebt seiner Entscheidung immer gleiche Kraft: und selbst seine Meinungen von seinem eignen Verdienst machen, daß ich ihn in demselben Lichte sehe, in welchem er sich selbst betrachtet.

Dieses Princip der Sympathie ist von so mächtiger und einnehmender Natur, daß es an den mehresten unsrer Empfindungen und Leidenschaften Theil hat, und daß es sogar oft da wirkt, wo gerade das Gegentheil statt zu haben scheint. Denn es ist merkwürdig, daß wenn sich mir ein Mensch in einem Stücke widersetzt, worauf ich sehr viel halte und meine Leidenschaft durch seinen Widerspruch reizt, daß ich alsdann schon allemal einen Grad von Sympathie mit ihm habe, und daß meine Gemüthsbewegung aus keiner andern Quelle kömmt. Wir bemerken hier einen offenbaren Streit oder ein Gegeneinanderstoßen einander entgegengesetzter Principien und Leidenschaften. Auf der einen Seite ist diejenige Leidenschaft oder Empfindung, die mir natürlich ist; und es ist zu merken, daß je strenger diese Leidenschaft ist, desto größer ist die Gemüthsbewegung. Es muß also eine Leidenschaft oder Bewegung auf der andern Seite seyn; und diese Leidenschaft kann nirgends herrühren, als von  
 der

der Sympathie. Die Empfindungen anderer können uns nie afficiren, auſer wenn ſie gewiffermaßen unfre eignen werden; in welchem Falle ſie durch Widerſtrebung oder Erhöhung unfre Leidenschaften eben ſo auf uns wirken, als wenn ſie aus unſerer eignen Gemüthsbeſchaffenheit und Natur urſprünglich entſtanden wären. So lange ſie in den Gemüthern von andern verborgen liegen, können ſie keinen Einfluß auf uns haben: und ſelbſt wenn ſie uns bekannt geworden ſind, und nicht weiter als in unfre Phantafie oder zu unſerm Verſtande gelangen; ſo ſind dieſe Vermögen ſo fehr an Objekte jeder verſchiedenen Art gewöhnt, daß ein bloßer Begriff, wenn er auch gleich unſern Empfindungen und Neigungen entgegen iſt, uns allein genommen nie afficiren würde.

Das zweite Princip, deſſen ich erwähnen will, iſt die Vergleichung oder die Abänderung unfre Urtheile über Objekte nach dem Verhältniſſe, in welchem ſie mit denen ſtehen, mit welchen wir ſie vergleichen. Wir urtheilen über die Dinge mehr nach Vergleichung als nach ihrem innern Werth und ihrer abſoluten Würde; und ſehen jedes Ding für geringer an, ſobald es einem andern Dinge von eben der Art, das höher iſt, entgegengeſetzt wird. Aber keine Vergleichung fällt öfter vor, als die mit uns ſelbſt; und daher findet ſie ſich auch bei jeder Gelegenheit und vermiſcht ſich mit den mehreſten unfre Leidenschaften. Dieſe Art von Vergleichung ſteht in ihrer Wirkung der Sympathie

Vo  
 pathie  
 handl  
 heit  
 „gleich  
 „ander  
 „pfind  
 „jenig  
 „zu ur  
 „stellu  
 „natür  
 „hervor  
 „Seine  
 „nehm  
 „Glück  
 „gnüge  
 D  
 Verglei  
 wird es  
 was ſie  
 heit der  
 ſen, den  
 Obergew  
 vollkomm  
 wollte ge  
 davon ge  
 ſtand der  
 ausgeſetz  
 griff ſo ſta  
 mit ich me  
 \*) S. B.

pathie gerade entgegen, wie wir schon in der Abhandlung über das Mitleiden und die Bösheit bemerkt haben \*). „In allen Arten der Vergleichung macht ein Objekt, das wir von einem andern, mit dem es vergleichen wird, eine Empfindung bekommen, die das Widerspiel von derjenigen ist, welche entsteht, wenn wir es geradezu und unmittelbar betrachten. Die direkte Vorstellung von eines Andern Vergnügen gewährt uns natürlicherweise Lust, und also bringt sie Unlust hervor, wenn sie mit unserm eignen verglichen wird. Seine Unlust, an sich betrachtet, ist uns unangenehm; aber sie vermehrt den Begriff unsrer eignen Glückseligkeit, und deshalb gewährt sie uns Vergnügen.“

Da also diese Principien der Sympathie und der Vergleichung mit uns einander widerstreiten, so wird es indessen der Mühe werth seyn, zu erwägen, was sich aufser der besondern Gemüthsbeschaffenheit der Person für allgemeine Regeln festsetzen lassen, dem einen oder dem andern jener Principien die Obergewalt zu verschaffen. Gesetzt ich wäre in vollkommner Sicherheit auf dem festen Lande, und wollte gern einiges Vergnügen von der Vorstellung davon genießen: so müßte ich an den elenden Zustand derer denken, die auf der See einem Sturme ausgesetzt sind, und müßte mich bemühen diesen Begriff so stark und lebhaft, als möglich zu machen, damit ich meine eigne Glückseligkeit um dieses Kontrasts willen

\*) S. B. II. Th. 2. Abschn. 8.

willen desto stärker fühlen möchte. Aber was ich mir hierbei auch immer für Mühe geben mag, so wird die Vergleichung nie eine so große Gewalt haben, als wenn ich wirklich an dem Ufer bin \*), und in der Ferne ein Schiff sehe, das mit einem Sturme kämpft und jeden Augenblick in Gefahr ist, an einem Felsen zerschmettert zu werden, oder an einer Sandbank zu scheitern. Aber man setze, dieser Begriff werde noch lebhafter. Man stelle sich vor, das Schiff werde so nahe an mich heran getrieben, daß ich deutlich das Schrecken wahrnehmen kann, das sich auf den Gesichtern der Schiffer und der Reisenden abbildet, daß ich ihr klägliches Schreien höre, sehe, wie die zärtlichsten Freunde sich das letzte Lebewohl sagen, oder sich umfassen, mit dem Entschlusse, Arm in Arm umzukommen. Kein Mensch hat ein so fühlloses Herz, daß er bei einem solchen Anblicke Vergnügen empfinden, oder den Bewegungen des zärtlichsten Mitleidens und der rührendsten Sympathie widerstehen könnte. Es giebt also offenbar in diesem Falle eine gewisse Mittelstrafe; und es ist augenscheinlich, daß, wenn die Vorstellung zu schwach ist, die Vergleichung derselben keinen Einfluß hat; und daß sie auf der

andern

\*) *Suave mari magno turbantibus aequora ventis  
E terra magnum alterius spectare laborem.  
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas  
Sed quibus ipso malis careas quia cernere suav' est.*

LUCRET.

\*) S. B.  
Dritter Ea

andern Seite, wenn sie zu stark ist, gänzlich durch Sympathie auf uns wirkt, die der Vergleichung entgegen ist. Da die Sympathie darin besteht, daß ein Begriff in eine Impression verwandelt wird, so erfordert sie eine grössere Stärke und Lebhaftigkeit von dem Begriffe, als zur Vergleichung erfordert wird.

Alles dieses läßt sich leicht auf die gegenwärtige Materie anwenden. Wir kommen uns in unsern eignen Augen in der Gegenwart eines grossen Mannes oder eines Menschen von einem erhabneren Geiste sehr klein vor; und diese Demuth macht einen ansehnlichen Bestandtheil von derjenigen Ehrfurcht aus, die wir nach unserm \*) vorhergehenden Raisonement über diese Leidenschaft unsern Obern erweisen. Bisweilen entsteht sogar Neid und Haß aus der Vergleichung; bei dem größten Theile der Menschen aber bleibt es bei Ehrfurcht und Achtung. Da die Sympathie einen so starken Einfluß auf das menschliche Gemüth hat, so macht sie, daß Stolz gewissermassen dieselbige Wirkung hat, als Verdienst; und indem sie uns in solche hohe Empfindungen versetzt, als der stolze Mann von sich hat, so bringt sie diejenige Vergleichung zu wege, die so kränkend und unangenehm ist. Unser Verstand stimmt seiner schmeichelhaften Meinung, in der er sich selbst so sehr gefällt, nicht gänzlich bei; aber doch wird er so erschüttert, daß er denselben

Be-

\*) S. B. II. Th. 2. Abschn. 10.

Begriff, in welchem sich jener darstellt, aufnimmt, und das er ihm einen Einfluss über die schwankenden Vorstellungen der Phantasie verstatet. Ein Mensch, der sich in einer müßigen Stunde einen Begriff von einer Person formirt, die ihn an Verdienst weit übertrifft, würde an dieser Erdichtung nichts Anstößiges oder Demüthigendes finden: Wenn aber ein Mensch, von dem wir wirklich glauben, das er tief unter uns steht, vor uns steht; wenn wir an ihm einen außerordentlichen Grad von Stolz und Eigendünkel bemerken; so bemächtigt sich die feste Ueberredung, die er von seinem eignen Verdienste hat, der Einbildungskraft, und erniedriget uns auf eben die Art in unsern eignen Augen, als wenn er wirklich alle die großen Vorzüge besäße, die er sich selbst so freigebig ertheilt. Unser Begriff hält hier gerade die Mitte, welche nöthig ist, wenn er auf uns durch Vergleichung wirken soll. Wäre er mit Glauben verknüpft, und käme es uns wirklich so vor, als ob die Person das Verdienst hätte, welches sie sich anmaßt, so würde er gerade eine entgegengesetzte Wirkung haben und durch Sympathie auf uns wirken. Der Einfluss dieses Principis würde sodann stärker seyn als des Principis der Vergleichung, und das Princip würde demjenigen entgegengesetzt seyn, das entsteht, wenn das Verdienst der Person unter seinen Anmaßungen zu seyn scheint.

Die nothwendige Folge dieser Principien ist, das der Stolz oder eine übertriebene Meinung von uns selbst lasterhaft seyn muß; weil er in allen Men-

schen

Vo  
sehen  
zu ein  
ist ein  
und sel  
das es  
den mi  
das di  
weil m  
sich na  
Lieben  
bei dem  
Gesell  
Neigun  
wissen  
ganzen  
und ver  
schaft a  
Verglei  
kung n  
gen, w  
von sich  
stellen, z  
Nahrung  
wahren  
schon in  
bedarf je  
ein Thor  
sehen, d  
sich imme  
stand betr



schen Unlust verursacht und sie jeden Augenblick zu einer unangenehmen Vergleichung zwingt. Es ist eine abgenutzte Anmerkung in der Philosophie und selbst im gemeinen Leben und im Umgange, daß es unser eigener Stolz ist, der uns so unzufrieden mit dem Stolze eines andern Volks macht; und daß die Eitelkeit uns nur deshalb unerträglich wird, weil wir selbst eitel sind. Die Fröhlichen gefallen sich natürlicherweise zu den Fröhlichen; und die Liebenden zu den Liebenden: Aber der Stolze kann bei dem Stolzen nicht ausdauren; er sucht lieber die Gesellschaft derer, die eine ganz entgegengesetzte Neigung haben. Da wir allesammt in einem gewissen Grade stolz sind, so wird der Stolz von dem ganzen menschlichen Geschlechte allgemein getadelt und verdammt; weil er seiner Natur nach die Eigenschaft an sich hat, daß er in Andern vermittelt der Vergleichung Unlust verursacht. Und diese Wirkung muß um so natürlicher erfolgen, da diejenigen, welche eine so übelgegründete Vorstellung von sich selbst haben, stets solche Vergleichungen anstellen, und auf keine andre Art ihrer Eitelkeit Nahrung verschaffen können. Ein Mensch von wahrem Verstande und von realen Verdiensten hat schon in sich selbst eine Quelle des Vergnügens und bedarf jener Vergleichungen mit Andern nicht; aber ein Thor muß sich allenthalben nach Menschen umsehen, die noch thörichter sind als er, damit er sich immer, wenn er seine Talente und seinen Verstand betrachtet, in guter Laune erhält.

Aber obgleich eine übertriebene Meinung von unsern eignen Verdienften fehlerhaft und unangenehm ist, so kann doch nichts lobenswerther seyn, als einen Werth in uns selbst zu setzen, wenn wir wirklich Eigenschaften besitzen, die einen Werth haben. Der Nutzen und Vortheil, den eine Eigenschaft für uns hat, ist eben sowohl eine Quelle der Tugend, als ihre Annehmlichkeit für Andere; und es ist gewiss, daß es zur Regulirung unsers Lebens nichts Nützlicheres giebt, als einen gehörigen Grad Stolz, der uns unsern eignen Werth fühlen läßt, und uns eine gewisse Zuversicht und Vertrauen zu allen unsern Entwürfen und Unternehmungen einflößt. Es mag einer mit Fähigkeiten ausgerüstet seyn, mit welchen er will, wenn er nicht mit denselben bekannt ist, und keine Plane macht, die ihnen angemessen sind, so sind sie völlig unnütz für ihn. Wir müssen bei allen Gelegenheiten nothwendig unfre eignen Kräfte kennen; und wenn es erlaubt wäre, auf eine von beiden Seiten auszuschweifen, so würde es doch vortheilhafter seyn, unser Verdienst zu hoch anzuschlagen, als sich Vorstellungen davon zu machen, die weit unter ihr richtiges Maass fallen. Das Glück begünstiget gemeinlich kühne und unternehmende Köpfe; und nichts flößt uns mehr Muth und Kühnheit ein, als eine gute Meinung von uns selbst.

Hierbei bedenke man noch, daß wenn auch der Stolz, oder das Selbstlob bisweilen Andern unangenehm wird, es doch uns allemal angenehm ist; so wie auf der andern Seite die Bescheidenheit,

ob sie gleich jedem, der sie bemerkt, Vergnügen gewährt, oft in der Person selbst, die damit begabt ist, Missvergnügen erweckt. Nun ist bemerkt worden, daß unsre eignen Empfindungen das Laster und die Tugend in einer Eigenschaft eben sowohl bestimmen, als diejenigen Empfindungen, die sie bei Andern verursachen.

Also wird Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit in einem Charakter nicht nur verzeihlich, sondern sogar nothwendig für ihn seyn. Indessen ist doch so viel gewiß, daß die gute Lebensart und die Artigkeit es erfordert, daß wir alle Zeichen und Aeußerungen, welche geradezu diese Leidenschaft predigen, vermeiden müssen. Wir haben alle mit einander eine erstaunende Partheilichkeit für uns selbst, und wollten wir immer unsern Empfindungen in diesem Stücke folgen, so würden wir jeder in dem Andern den allergrößten Unwillen verursachen, nicht nur dadurch, daß wir jedem stets einen so unangenehmen Gegenstand zur Vergleichung vorhielten, sondern auch durch den beständigen Widerstreit unsrer Urtheile. So wie wir also die Gesetze der Natur festsetzen, um das Eigenthum zu sichern und die Eingriffe des Eigennutzes abzuhalten; so setzen wir auch die Regeln der guten Lebensart fest, um die Kollisionen des menschlichen Stolzes zu verhindern, und den Umgang angenehm zu machen und ihm das Beleidigende zu benehmen. Nichts ist unangenehmer als ein Mensch, der eine allzuübertriebene Meinung von sich blicken läßt:

den-

dennoch hat ein jeder Mensch einen starken Hang zu diesem Fehler. Kein Mensch kann mit Sicherheit in sich selbst den Unterschied angeben, wo sein Stolz Tugend ist und wo er Fehler oder Laster wird, oder niemand kann gewiß seyn, daß seine Achtung gegen sein eignes Verdienst gehörig gegründet ist. Aus diesem Grunde werden alle direkten Ausdrücke dieser Leidenschaft verworfen; und wir machen auch bei Männern von großem Verstande und Verdienst keine Ausnahme von dieser Regel. Man räumt ihnen so wenig als andern Leuten ein, daß sie sich durch ihre Erzählungen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen dürfen; und wenn sie auch gleich, bei der Erzählung ihrer Verdienste, einige Zurückhaltung oder geheime Zweifel blicken lassen, so trauet man ihnen doch nicht ganz. Jene angeerbte und ganz allgemeine Neigung der Menschen, ihren eignen Werth höher anzuschlagen, hat uns ein so festes Vorurtheil gegen alles Selbstlob beigebracht, daß wir es nach einer allgemeinen Regel, wir mögen es antreffen, wo wir wollen, verwerfen; und es geschieht allemal mit einiger Schwierigkeit, daß wir es großen Männern selbst in ihren geheimsten Gedanken, durch ein Privilegium erlauben. Wenigstens muß man gestehen, daß einige Verstellung in diesem Stücke allemal absolut nöthig ist; und daß, wenn wir in unsern Herzen Stolz beherbergen, wir doch eine schöne Außenseite annehmen, und bei allem unserm Betragen und Benehmen den Schein von Bescheidenheit und

und gegenseitiger Hochachtung annehmen müssen. Wir müssen bei jeder Gelegenheit Luft beweisen, Andern den Vorzug vor uns einzuräumen; sie mit einer Art von Ehrerbietung zu behandeln, wenn sie auch nur unsers gleichen sind; immer der niedrigste und letzte in der Gesellschaft scheinen, wenn wir nicht sehr weit über die übrigen hervorragen: Und wenn wir in unserm Betragen diese Regeln beobachten, so werden die Menschen mehr Nachsicht mit unsern geheimen Gesinnungen haben, wenn wir sie uns auf eine verblühte Art merken lassen.

Ich glaube, niemand, der die Welt einigermaßen kennt, und in die innern Gesinnungen der Menschen eingedrungen ist, wird behaupten, daß die Demuth, welche die gute Lebensart und der Wohlstand von uns fodert, über die Außenseite hinausgeht, oder daß eine durchgängige Aufrichtigkeit in diesem Stücke für einen reellen Theil unserer Schuldigkeit gehalten werden müsse. Im Gegentheil wird man bemerken, daß ein ächter und guter Stolz oder Selbstschätzung, wenn sie gehörig verborgen ist und guten Grund hat, ein wesentliches Stück von dem Charakter eines Mannes von Ehre ist, und daß keine Eigenschaft des Gemüths unnachlässlicher gefodert wird, wenn sich ein Charakter die Achtung und den Beifall der Menschen erwerben will. Es giebt einige Zeichen der Achtung, und gegenseitige Höflichkeiten, welche die Gewohnheit nach dem verschiedenen Range der Menschen unter einander erfordert; und wer in die-

diesem Stücke zuweit geht, den beschuldiget man, wenn es aus Eigennutz geschieht, der Niederträchtigkeit; geschieht es aus Unwissenheit, der Einfalt. Es ist also nothwendig, das wir den Rang und die Stelle, die wir in der Welt behaupten, kennen, sie mag nun durch unfre Geburt oder durch Glück, Amt, Talente und Ruhm bestimmt seyn. Es ist nöthig, das wir die Empfindung und Leidenschaft des Stolzes fühlen, die jenen Verhältnissen gemäß ist, um unfre Handlungen darnach zu ordnen. Und wenn man sagen sollte, das die Klugheit schon hinreichte unfre Handlungen in diesem Stücke zu ordnen, ohne das ein realer Stolz dazu nöthig wäre, so würde ich erwiedern, das das Objekt der Klugheit eben darin besteht, unfre Handlungen dem gemeinen Gebrauch und der Gewohnheit gemäß einzurichten, und das dergleichen stillschweigende Bekenntnisse der Superiorität unmöglich würden haben eingeführt und durch Gewohnheit bevollmächtigt werden können, wenn nicht die Menschen überhaupt stolz wären, und wenn nicht diese Leidenschaft, sobald sie einen guten Grund hat, allgemein gebilliget würde.

Wenn wir uns von dem gemeinen Leben zur Geschichte wenden, so erhalten diese Schlüsse neue Kraft, da wir bemerken, das alle diejenigen Handlungen und Empfindungen, welche die Bewunderung des menschlichen Geschlechts auf sich gezogen haben, sich auf nichts anders als auf Stolz und Selbstschätzung gründen. Geht, sagt Alexander  
der

der Gröfse zu seinen Soldaten, als sie sich weigerten ihm nach Indien zu folgen, Geht und erzählt euren Landsleuten, dafs ihr Alexandern verliefst, als er eben die Eroberung der Welt vollendete. Diese Stelle bewunderte, wie uns St. Evremond erzählt, vorzüglich der Prinz Condé allemal. „Alexander, sagte dieser Prinz, verlassen von seinen Soldaten, mitten unter Barbaren, die noch nicht völlig bezwungen waren, fühlte in sich selbst eine solche Würde, ein solches Recht zum Regieren, dafs er es sich gar nicht als möglich vorstellen konnte, dafs sich jemand weigern würde, ihm zu gehorchen. In Europa oder in Asien; unter den Griechen oder unter den Persern; alles war ihm einerlei: Wo er Menschen fand, da glaubte er auch Unterthanen gefunden zu haben.“

Ueberhaupt können wir bemerken, dafs alles, was man Heldentugenden nennt, und was man unter dem Charakter von Gröfse und Erhabenheit der Seele bewundert, nichts ist, als entweder ein fester und wohlgegründeter Stolz oder Selbstachtung, oder dafs der Grund davon doch allemal sehr viel von dieser Leidenschaft enthält. Muth, Unerfrockenheit, Ehrbegierde, Liebe zum Ruhm, Grofsmuth und alle die übrigen glänzenden Tugenden dieser Art haben offenbar eine starke Mischung von Selbstachtung in sich und erhalten einen grossen Theil ihres Verdienstes aus dieser Quelle. Daher finden wir auch, dafs viele religiöse Deklamatoren diese

diese Tugenden als bloß heidnisch und naturalistisch verschreien, und uns den Vorzug der christlichen Religion anpreisen, welche die Demuth unter die Tugenden erhebe, und das Urtheil der Welt, ja selbst der Philosophen verbessere, welche so allgemein die Wirkungen des Stolzes und des Ehrgeizes bewundern. Ob diese Tugend der Demuth richtig verstanden sey, will ich mir nicht anmaßen zu bestimmen. Ich bin zufrieden, wenn man nur zugiebt, daß die Welt natürlicherweise einen wohlgeordneten Stolz, der insgeheim unsern Muth belebt, ohne in solche unziemliche Ausbrüche der Eitelkeit auszuarten, welche die Eitelkeit Anderer beleidigen, allgemein achtet.

Das Verdienst des Stolzes oder der Selbstschätzung rührt von zwei Umständen her: nemlich von ihrer Nützlichkeit und von ihrer Annehmlichkeit für uns; wodurch sie uns zu Geschäften fähig macht, und uns zu gleicher Zeit ein unmittelbares Vergnügen gewährt. Sobald der Stolz seine gehörigen Grenzen überschreitet, so verliert er den ersten Vortheil und wird sogar nachtheilig; und dieses ist der Grund, weshalb wir einen ausschweifenden Stolz und Ehrgeiz verdammen, wenn er gleich durch den Wohlstand einer guten Erziehung und durch seine Sitten in Ordnung gehalten wird. Allein da eine solche Leidenschaft immer noch angenehm ist, und der Person, welche davon bewegt wird, eine erhöhte und erhabene Empfindung giebt, so benimmt die Sympathie mit dem Vergnügen dem Tadel sehr viel,



viel, der natürlicherweife mit dem gefährlichen Einfluffe auf unfern Charakter und unfre Handlungsweife verbunden ift. Diefem gemäß werden wir bemerken, daß ein übertriebener Muth oder Großmuth, befonders wenn fie fich unter einem widrigen Schickfale zeigt, fehr viel zum Charakter eines Helden beiträgt, und einen Menschen der Nachwelt als ein Objekt der Bewunderung darftellt; wenn auch zu gleicher Zeit jene Leidenschaft fein Glück zerftört, und ihn in Gefahren und Schwierigkeiten führt, denen er fonft nie würde ausgesetzt gewesen feyn.

Heldenmuth oder militäriſcher Ruhm wird von dem größten Theile der Menſchen fehr bewundert. Sie ſehen ihn als die erhabenſte Art des Verdienſtes an. Menſchen von kaltem Nachdenken ſind indessen nicht ſo freigebig mit ihren Lobſprüchen dieſer Tugend. Die unendlichen Verwirrungen und Unordnungen, die er von je her in der Welt verurſacht hat, verringern ſein Verdienſt in ihren Augen gar fehr. Wenn ſie die gemeinen Begriffe über dieſe Sache widerlegen wollen, ſo ſchildern ſie die Uebel, welche dieſe vermeinte Tugend in der menſchlichen Geſellſchaft hervorgebracht hat; die Umſtürzung der Reiche, die Verwüſtung der Länder, die Plünderung der Städte. So lange dieſe uns gegenwärtig ſind, ſind wir mehr geneigt den Ehrgeitz der Helden zu haſſen, als ihn zu bewundern. Aber ſobald wir unfern Blick wieder auf die Perſon ſelbſt heften, die der Urheber alles dieſes

Un-

Unglücks ist, so ist so etwas Blendendes in seinem Charakter, die bloße Anschauung erhebt die Seele so, daß wir ihm unsere Bewunderung unmöglich versagen können. Die Unlust, welche wir wegen seiner Eigenschaften, der Gesellschaft zu schaden, empfinden, wird durch eine viel stärkere und unmittelbare Sympathie überwältigt.

So dient also unsere Erklärung des Verdienstes oder der Schuld, die mit den verschiedenen Graden des Stolzes oder der Selbstachtung verknüpft ist, zum starken Beweise für die vorhergehende Hypothese, indem sie die Wirkungen jener eben erläuterten Principien in allen den mannichfaltigen Abänderungen unserer Urtheile über jene Leidenschaft zeigt. Und dieses Raisonnement wird uns nicht nur dadurch nützlich seyn, daß es uns zeigt, wie der Unterschied zwischen Tugend und Laster aus den vier Quellen, dem Vortheil und dem Vergnügen, den sie der Person selbst und Andern gewährt, entspringt: sondern es wird uns auch zu einem starken Beweise für einige untergeordneten Theile dieser Hypothese dienen.

Kein Mensch, der diese Materie gehörig untersucht, wird Bedenken tragen, zuzugeben, daß eine Aeufserung einer schlechten Lebensart, oder ein Ausdruck des Stolzes und des hohen Selbstgefühls, uns bloß deswegen mißfällt, weil es unsern eignen Stolz beleidiget, und uns vermittelt der Sympathie auf eine Vergleichung bringt, welche die unangenehme Leidenschaft der Demuth hervorbringt.

Da

Von

Da nun

son geta

gen uns

me uns

daß un

herrühre

ein solc

mißfalle

mit eine

umgeht,

Wir symp

ihrer Un

einer Sy

verhöhn

knüpfung

das demj

te \*) erw

Von d

Nachd

bes und B

knüpft ist,

groß ge

klärung vo

her ihr Ve

\*) S. B. II

Da nun eine Sottise dieser Art selbst bei einer Person getadelt wird, die sonst jederzeit recht artig gegen uns gewesen ist; ja selbst bei einem, dessen Name uns bloß aus der Geschichte bekannt ist; so folgt, daß unser Tadel von einer Sympathie mit Andern herrühren müsse, und von der Betrachtung, daß ein solcher Charakter allgemein im hohen Grade mißfallen und jedermann verhaßt seyn müsse, der mit einer Person, die diese Eigenschaft an sich hat, umgeht, oder sonst mit ihr einige Verbindung hat. Wir sympathisiren mit diesen Leuten in Ansehung ihrer Unlust; und da ihre Unlust zum Theil von einer Sympathie mit der Person herrührt, die sie verhöhnt, so bemerken wir hier eine doppelte Verknüpfung der Sympathie; und dieses ist ein Princip, das demjenigen, welches wir an einem andern Orte \*) erwähnt haben, sehr ähnlich ist.

---

### Dritter Abschnitt.

#### Von der Güte und dem Wohlwollen.

Nachdem ich nun den Ursprung desjenigen Lobes und Beifalles erklärt habe, der mit allem verknüpft ist, was in den menschlichen Leidenschaften groß genannt wird; so will ich nunmehr eine Erklärung von der Güte geben, und zeigen, woher ihr Verdienst komme.

Wenn

\*) S. B. II. Th. 2. Abschn. 5.